

Der andere Blick: Über demokratische Tugenden

Kanzelrede in der Mittagskirche, 4.2.2024 | Melanchthon-Kirche Bochum

Norbert Ricken | RUB

Haben Sie herzlichen Dank für die Einladung zu dieser Kanzelrede, über die ich mich sehr gefreut habe. Ich muss gestehen, dass ich als Münsteraner von Ihrer Mittagskirche bislang nur gehört hatte, und freue mich nun umso mehr, heute nun selbst hier sein zu können. Gleichzeitig hat mir aber der Wunsch von Herrn Kaiser, etwas zu den gegenwärtigen ›deutschen Zuständen‹ zu sagen, doch auch einiges Kopfzerbrechen bereitet:

Was will ich Ihnen, was soll ich zu Ihnen sagen auch angesichts der Fülle dessen, was derzeit alles und nahezu überall schon gesagt wird?

Und kaum hatte ich mir ein paar Gedanken zurechtgelegt, da waren diese auch schon überholt – überholt von den gegenwärtig auch überraschenden Entwicklungen, insbesondere den ebenso breiten wie auch beeindruckenden Demonstrationen gegen Rechtsextremismus und Menschenfeindlichkeit an so vielen Orten in unserer Republik.

Beschäftigt aber hat mich auch eine Sorge, ist doch das Diskursfeld, um das es heute gehen soll, ein überaus angespanntes Feld, ein Feld voller Streit, voller Polaritäten und Positionen, die sich bekämpfen und wechselseitig auszuschließen suchen. Worauf lasse ich mich also ein, wenn ich genau dazu sprechen soll und auch sprechen will – und zudem dann auch einen »anderen Blick« darauf werfen soll, wie die VeranstalterInnen die heutige Kanzelrede überschrieben haben?

Diese drei Irritationen haben mich schließlich bewogen, über demokratische Tugenden zu sprechen (ich wollte eigentlich zum ›Schweigen‹ sprechen) und damit der doppelten Frage nachzugehen, was die demokratische Verfasstheit unseres Zusammenlebens einerseits von uns verlangt, vielleicht auch nur erfragt und erbittet; und was andererseits genau diese demokratische Verfassung derzeit so fragil werden lässt oder doch mindestens den Anschein einer Bedrohung unserer politischen Kultur bis in den Alltag, in die privaten Lebenswelten hinein erweckt.

Demokratie lebt sicherlich auch davon, dass wir uns zu ihr bekennen, aber sie ist doch viel mehr darauf angewiesen, dass wir sie mit eigenem Leben füllen und demokratisch miteinander leben. Aber was genau heißt das? Was sind denn demokratische

Tugenden und wie lassen sich diese auch in diesen ›finsternen Zeiten‹ (Arendt 1959) gestalten – fast hätte ich jetzt auch ›bewahren‹ gesagt, aber vielleicht geht es ja weniger um ein Bewahren als vielmehr um ein Beleben. Und vielleicht wäre genau das auch der Versuch, die Fenster zu öffnen und wieder Licht und Luft hinein zu lassen. Und vielleicht ist genau dieser Versuch auch der Weg, aus den polaren Lagern und Gegenstellungen heraus und wieder miteinander in ein Gespräch hinein zu kommen. Genau darum wird es mir heute gehen.

Nur zu Ihrer groben Orientierung: Ich werde meine Überlegungen in drei Gedanken präsentieren – und ich werde diese auch ausdrücklich markieren.

Ich beginne mit meinem **ersten Gedanken** und wende mich der Frage nach dem ›Streit‹ und dem ›Miteinander-Streiten‹ zu – denn dass beides unabdingbar zur demokratischen Kultur gehört, scheint unumstritten und wird auch politisch landauf landab breit beschworen; und doch – so mein Eindruck – mag es mit dem Streiten gegenwärtig nicht so recht gelingen.

Hört man den einen zu, dann gibt es derzeit viel zu viel Streit, zu viel Abwertung und Missachtung, ja auch Hass – und das nicht nur in den sozialen Medien. Andere hingegen klagen darüber, dass viel zu wenig gestritten wird, die Debatten viel zu schnell abgebrochen oder erst gar nicht geführt werden.

So gegensätzlich beide Einschätzungen anmuten, so sehr gehören sie doch auch zusammen: Denn nimmt man beides gemeinsam in den Blick, dann wird auch deutlich, wie sich beide Haltungen wechselseitig bedingen und verstärken: Die Sorge vor Eskalation, vor Spaltung und vielleicht auch Zerwürfnis führt zum Schweigen, und das Schweigen lässt umgekehrt den Missmut der anderen weiter wuchern und unter Verschluss nur umso giftiger werden. Da sind dann das, was man längst als ›Echokammern‹ bezeichnet, doch willkommenen Anlässe, unter Gleichgesinnten oder vermeintlich Gleichgesinnten doch endlich mal Dampf abzulassen – was wiederum dann die eigene Position verhärtet und auch den Missmut nun auf beiden Seiten nur vermehrt. Wie in einem Teufelskreis verhaken

sich Schweigen und Schimpfen miteinander und tragen dazu bei, dass sich die Grenzen des Sagbaren und Nichtsagbaren deutlich verengen. Anders formuliert: In dieser Spirale zeichnen sich Schließungsprozesse ab, die nicht nur die Gegensätze eskalieren lassen, sondern auch die eigene Position verändern, weil sie Homogenisierung verlangen – und dadurch Zweifel, aber auch Ambivalenzen und Widersprüche tilgen.

Wir alle haben in den letzten drei oder vier Jahren vermutlich hinreichend viele und sicherlich bisweilen auch schmerzhaft Erfahrungen gesammelt, wie sich die Gesprächs- und Streitkultur auch im Kleinen verändert hat. Es mag heikel sein, daran nun wieder zu rühren, doch der Weg ins Gespräch miteinander geht nur durch die Gesprächsabbrüche, die Blockaden und Verletzungen hindurch, nicht an ihnen vorbei. Und auch nur so lassen sich einige Muster herausarbeiten, die uns vielleicht besser verstehen lassen, was passiert, und dann es vielleicht auch anders gestalten lassen.

Ich berühre mal drei dieser Punkte, die sich mit Steffen Mau u. a. auch als »Triggerpunkte« (Mau et al. 2023) – so der Titel seines jüngsten Buches – bezeichnen lassen:

Die sozialen Spaltungen im Kontext der Corona-Pandemie sind vielleicht der eindrücklichste Beleg für diesen Wandel der Streitkultur und die daraus resultierenden Effekte: Dass Kritik und Befürwortung – insbesondere in der Frage der Impfung – einander gegenüberstanden, ist ja zunächst nicht außergewöhnlich; dass aber diese Haltungen sich zu konträren, sich wechselseitig ausschließenden Positionen verdichtet und zu entsprechenden Herabwürdigungen und Verunglimpfungen geführt haben, war dann schon sehr irritierend. Das im Herbst 2021 geprägte Schlagwort der »Pandemie der Ungeimpften« und die damit einhergehende, ohne jede empirische Evidenz vollzogene Ausgrenzung dieser Gruppe aus dem sozialen Leben – und das von November 2021 bis März 2022 für fast 5 Monate – mag dabei daran erinnern, dass Stigmatisierung, Diskriminierung und Ausgrenzung nicht bloß an den und von den gesellschaftlichen Rändern her, sondern auch in der Mitte der Gesellschaft stattgefunden haben. Die auch schon damals hinlänglich bekannte Tatsache, dass diese spezifischen Impfungen nun mal nicht davor schützen, andere zu infizieren, hätte bereits viel früher auch zu einer Versachlichung und Relativierung der verhärteten Fronten führen können, so dass auch umgekehrt die

ebenfalls empirisch nicht begründbare Verteufelung der Impfung weder möglich noch nötig geworden wäre. Differenzierung hätte bereits damals not getan.

Aber auch – ich greife einen zweiten Triggerpunkt auf – der sowohl völkerrechtswidrige als auch menschenverachtende militärische Angriff Russlands auf die Ukraine und der nun seit zwei Jahren andauernde Ukraine-Krieg haben ähnliche Diskurs-Konstellationen ausgelöst, so dass sich dann »Kriegstreiber« und »Putin-Versteher« – so die damaligen Vorwürfe – gegenüberstanden.

Dass dieses Diskursmuster schließlich drittens auch im Gaza-Krieg seit Oktober 2023 erneuert wurde, macht dann vielleicht doch deutlich, dass es sich um ein Muster handelt. Die Vehemenz und Schwere der Vorwürfe insbesondere im deutschen Diskurs waren anfänglich schon schmerzhaft, weil ›Antisemitismus‹ doch so eng mit der deutschen Geschichte, den ungeheuerlichen Menschheitsverbrechen im Nationalsozialismus verbunden ist; mittlerweile scheinen auch differenziertere Positionen artikulierbar zu werden, in denen das Massaker der Hamas scharf verurteilt werden kann, ohne dass man jede Frage nach der Angemessenheit der israelischen Gegenangriffe dabei unterdrücken muss – und umgekehrt.

Ich versuche mal, aus diesen drei Krisenerfahrungen so etwas wie ein Muster zu rekonstruieren – und bin mir zugleich sehr bewusst, dass allein die Nennung dieser drei Krisen und ihre Aneinanderreihung bereits die unterschiedlichsten Reaktionen bei Ihnen auslösen wird – seien es Erinnerungen, seien es jeweilig eingenommene Positionen und die mit beiden verbundenen Gefühle. Mir geht es hierbei auch nicht darum, einen inhaltlichen Konsens zu erarbeiten, sondern das in diesen Krisen sichtbar werdende Muster zu befragen und auf seine Implikationen und Folgen zu prüfen:

Alle drei Diskursformationen markieren jeweils auf eigene Art sowohl eine Zuspitzung als auch eine enorme Blockade der Verständigungsprozesse. Verstummen und Einheizen sind dann paradoxe Effekte dieser Polarisierung – und zugleich deren Bedingungen.

Wichtiger als diese – fast ein bisschen formale – Kennzeichnung ist mir aber eine zweite Beobachtung: Alle drei Krisen sind auch Ausdruck eines jeweiligen Dilemmas, in dem es vermutlich nicht einfach nur richtige – und dann entsprechend auch nur falsche – Antworten gibt. Die vorgenommene

Polarisierung, die empfindliche Verengung der Diskurskorridore des Sagbaren und Nichtsagbaren haben aber dazu geführt, dass die guten Gründe, die viele der Positionen auch für sich – und sei es noch so ausschnittshaft – beanspruchen können, unter den je eigenen Tisch gefallen sind. Am ehesten scheint mir gegenwärtig die reflexive Differenzierung im Kontext des Gaza-Kriegs wieder möglich zu werden – auch und gerade durch internationale Perspektiven wie z.B. der des internationalen Gerichtshofs in den Haag.

Die beschriebenen Diskursschließungen führen aber – drittens – nicht nur zu wechselseitigen Ausgrenzungen oder sozialen Spaltungen, sondern produzieren auch im Innenraum dieser Positionen hoch problematische Homogenisierungsprozesse, in denen dann wichtige Erwägungen und Abwägungen nicht mehr unternommen werden können, weil diese sich dem Schwarz-Weiß der Diskurse nun mal nicht einfach einfügen. Man kann darin dann auch einen enormen Rationalitätsverlust sehen, für mich aber wiegen die gravierenden sozialen Folgen doch schwerer.

In diesen Diskursmustern wird aber viertens nun auch ein weiteres Strukturmoment – zumindest in Ansätzen – greifbar, das für die Ausgestaltung demokratischer Diskurse überaus bedeutsam ist und in gewisser Hinsicht auch eine erhebliche Verschiebung bisheriger Selbstverständlichkeiten mit sich bringt. Insbesondere die Debatten in der und um die Corona-Pandemie herum haben doch deutlich gemacht, dass das alte liberalistische Credo – eine jede und ein jeder könne tun und lassen, was sie und er wolle, solange dies die Freiheit der anderen nicht tangiere – nicht mehr zu überzeugen vermag. Anders formuliert: Die Krise bestand ja gerade darin, dass das, was die einen tun, hoch relevant für die anderen gewesen ist oder zumindest hätte sein können; das gilt für viele unserer gegenwärtigen Krisen. Gerade weil die wechselseitigen Abhängigkeiten unauflösbar sind, sind Rücksichten, aber auch Einschränkungen nötig – und Ausdruck der eigenen sozialen Verantwortung als Antwort auf andere. Sie lassen sich aber auch umgekehrt nicht verordnen und kollektivistisch herstellen, will man nicht selbst in autoritäre Muster hinein geraten. Der Soziologe Richard Münch hat diese Haltung des Staates in der Corona-Pandemie noch freundlich als »benevolenten Paternalismus« (Münch 2022) bezeichnet.

Ich komme zu meinem **zweiten Gedanken** – und möchte danach fragen, was denn ›Streit‹ und ›Miteinander-Streiten‹ produktiv heißen kann.

Bevor ich jedoch diese Frage aufgreife, erlauben Sie mir eine kleine Zwischenbemerkung: Ich hatte anfangs von der enormen Dynamik der gesellschaftlichen Prozesse gesprochen und mich dabei auch auf die mich tatsächlich beeindruckenden Demonstrationen gegen Rechtsextremismus und Menschenfeindlichkeit bezogen. Vielleicht kann ich jetzt das kleine ›aber‹, das Sie anfangs darin vielleicht auch gehört haben mögen, etwas konkretisieren – bzw. in ein ›und‹ verwandeln: ja, die vielen Demonstrationen in der ganzen Republik sind ein ermutigendes Zeichen UND – und hier sage ich jetzt nicht: ABER – UND es wird dabei darauf ankommen, dass das gerade beschriebene Muster der Polarisierung, der Ausgrenzung und der Nichtzugehörigkeit nicht einfach fortgeschrieben wird, sondern geöffnet und in einen demokratischen Streit überführt wird. Das aber verlangt von uns, miteinander zu streiten bzw. miteinander streiten zu lernen – und dabei v.a. soweit wie irgend möglich im Gespräch miteinander zu bleiben.

Mit dieser Zwischenbemerkung im Rücken möchte ich nun die Frage aufgreifen, was es heißt, miteinander zu streiten, und was das von uns verlangt oder zumindest erfragt. Vielleicht passt hier ja dann auch die Kennzeichnung der erforderlichen Haltung als einer Tugend, einer demokratischen Tugend.

Vorab: Streit und Streiten bezeichnen eine Form der Auseinandersetzung, in der kontroverse Gesichtspunkte und Positionen aufeinander treffen und zunächst gegeneinander vorgetragen werden. Streit ist strikt getrennt von Gewalt und insofern durch Reversibilität gekennzeichnet. Das ist auch in der Streitforschung ein unstrittiger Ausgangspunkt.

Ich komme zu meiner ersten Bestimmung: Streiten und Streitenkönnen heißt zunächst, die Grenzen des Sagbaren und Nichtsagbaren nicht zu eng zu stecken und auch das zuzulassen, was mir selbst fremd oder falsch vorkommt und von mir entschieden abgelehnt wird. Das klingt wie eine Selbstverständlichkeit, ist es aber oft nicht mehr und soll am besten gleich im Vorfeld bereits reguliert werden. Mit der Öffnung der Grenzen des Sagbaren meine ich dabei gerade nicht, dem Gesagten nicht zu widersprechen und es bloß akzeptieren zu müssen – nein, ganz im Gegenteil. Streitenkönnen heißt ja gerade, sich abgrenzen und sagen zu können: Ich

teile Deine Haltung nicht und ich verstehe das auch ganz und gar nicht, aber erkläre mir, wie Du dieses oder jenes so denken kannst.

Das verlangt zweitens ein Verständnis dafür, was es heißt, einander zuzuhören und zu antworten, antworten zu müssen. Das impliziert dann nicht nur, sich wechselseitig nicht abzuwenden – man kann nämlich nicht streiten, wenn man nicht beieinander bleibt; es impliziert vielmehr auch ein Vertrauen darauf, selbst antworten zu können – und sich nicht vorschnell beeindrucken oder gar mundtot machen zu lassen. Ich scheue mich nicht, diesen Aspekt des Streitens auch mit dem alten Topos der ›Mündigkeit‹ in einen Zusammenhang zu bringen: für sich selbst einstehen zu können und verantwortlich zu sein sind Bedingungen des Streits. Das verlangt auch Mut.

Damit unmittelbar verbunden ist ein drittes, mir sehr wichtiges Moment dieser demokratischen Tugend des Streitens und Streitenskönnens – nämlich, die eigene Position und auch sich selbst nicht als vollständig, nicht als in sich abgeschlossen und fertig zu verstehen. Meistens sind die diskutierten Probleme komplexer als die eigenen Antworten, so dass andere Perspektiven oft nötig sind – und das nicht nur, weil möglichst viele Facetten des Problems erst dadurch sichtbar und verständlich werden, sondern auch, weil allermeistens Lösungen nicht allein, sondern nur kooperativ und kollaborativ gefunden und entwickelt werden können – und zwar nicht nur in sozialer Hinsicht, sondern auch mit Blick auf die Sache. Das entbindet nicht davon, dann selbst zu urteilen und zu handeln, wird aber das eigene Urteilen und Handeln vermutlich doch verändern – und zwar allein schon deswegen, weil es dann mit Rücksicht auf die anderen, also antwortend und verantwortend getan wird und getan werden kann. – Demokratietheoretisch könnte man hier ergänzen, dass Demokratie nicht bloß formal die Selbstbestimmung aller achtet und insofern auch die Teilhabe dieser aller verlangt; dass die Demokratie die Zustimmung und Zustimmungselbst zum zentralen Prinzip allen Regierens macht, wird doch erst dann verständlich, wenn sie auch als Anforderung verstanden wird, dass Lösungen für alle nur gemeinsam gefunden werden können. Und erst das macht den Streit so elementar und unabdingbar.

Viertens: Streit muss nicht in einem Konsens, auch nicht in einem – wie klein auch immer ausgehandelt – Kompromiss enden; man kann auch einen Dissens feststellen und im Dissens in dieser oder

einer anderen Frage trotzdem beieinander bleiben und miteinander sein. So gesehen halte ich daran fest, dass Streiten auch verbinden kann – ganz im Gegensatz zum Alltagsverstand, wo Streit oft mit Trennung und Abwendung assoziiert wird.

Schließlich fünftens: Streit geht nicht selten mit Übertreibung und Überspitzung einher; Streiten können heißt dann auch, eigene Fehler – seien es Irrtümer oder gar falsche Behauptungen – eingestehen zu können und umgekehrt auch verzeihen zu können. Streiten ohne Vergebenkönnen ist nahe an Gewalt, und Verzeihen heißt, jemanden von sich selbst, seinen Aussagen oder Handlungen auch wieder lösen und lossprechen zu können und nicht dauerhaft damit zu identifizieren: »Das Heilmittel gegen Unwiderruflichkeit«, so hat Hannah Arendt dies in ihrem Buch ›Vita activa‹ (Arendt 1958) notiert, »liegt in der menschlichen Fähigkeit zu verzeihen« (ebd. 231).

Ich komme zu meinem **dritten und letzten Gedanken** und will darin – wenn auch nur noch kurz – zwei weitere demokratische Tugenden ansprechen und mit dem Streitenskönnen verknüpfen:

Zum einen berührt die vorgetragene Skizze zum Streiten in vielerlei Hinsicht die Frage des Respekts:

Dass gegenseitiger Respekt sowohl demokratisch als auch mit Blick auf eine demokratische Streitkultur unverzichtbar ist, wird immer wieder betont, ist aber doch in Zeiten angespannter, polarisierender Auseinandersetzungen bisweilen auch ein bloß frommer Wunsch.

Die Debatten zu der Frage, ob Parteiverbotsverfahren oder die Überlegung, einzelnen Personen die bürgerlichen Grundrechte zu entziehen, tatsächlich hilfreiche Schritte sind oder nicht, markieren dabei nur die eine Seite des Problems. Sie können den Streit, das Miteinander-streiten-können nicht ersetzen. Zudem dürfte lebensweltlich sicherlich relevanter sein, wie man auf dieser Ebene mit Konflikt, Konfrontation und befürchteter oder erlebter Eskalation umgeht – wenn man denn selbst überhaupt darauf stößt. Viele der Brucherfahrungen liegen ja oft eher im Vorfeld und sind über dritte und vierte vermittelt; und dennoch stellen wir in unseren Einstellungen genau darauf scharf, indem wir Fragen der Zugehörigkeit kategorisch beantworten.

Mir scheint ein Strukturproblem dabei zu sein, wie wir gesellschaftlichen Zusammenhalt und Integration denken: Dabei taucht vielfach die

Formulierung auf, dass Integration über Normen und Werte vermittelt sein sollte – und nicht selten höre ich dann auch mit: über die eigenen Normen und Werte. Ich würde das als eine vertikale Vergesellschaftung bezeichnen, eine über etwas Drittes vermittelte Vergesellschaftung – seien es nun Normen, Werte oder Vernunft und Gott – und würde dieser Form der Vergesellschaftung eine horizontale Form entgegensetzen wollen, in der die Bindung aneinander, die Verbindung, miteinander Mensch zu sein, im Vordergrund steht und allererst den Boden für Werte und Normen bildet. Das hat vor allem damit zu tun, dass eine explizite Begründung dafür, warum ich andere achten soll, immer in der Gefahr steht, vielfältige Gegen Gründe auf den Plan zu rufen. Etwas pointiert formuliert: Anerkennung lebt von der grundlosen, unbedingten Anerkennung. Sie beruht darauf, dass wir – ob wir wollen oder nicht – nur an- und ineinander das erkennen und anerkennen, was uns als Menschen ausmacht und miteinander verbindet.

Die zwei elementaren demokratischen Tugenden Streit und Respekt verweisen nun zum anderen auf etwas drittes, was ich hier gern mit dem sicherlich umstrittenen Stichwort der »offenen Gesellschaft« einführen will. Mir geht es dabei hier nicht nur um Fragen der Verständigung, wie ich sie gerade zu skizzieren versucht habe, sondern auch um den Zusammenhang von offenen Horizonten und den jeweiligen Sinnbildungsmöglichkeiten. Hannah Arendt, der man in politischen und politiktheoretischen Fragen ganz sicher nicht Naivität vorwerfen kann, hatte an dieser Stelle zwischen Praxis als Handeln und Poiesis als Herstellen unterschieden und vor der Gefahr eindringlich gewarnt, das Handeln durch das Herstellen zu ersetzen. Denn während das Herstellen technologisch orientiert ist und auf zuverlässige Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge abstellt, ist mit Handeln – so Hannah Arendt – jener soziale Raum markiert, in dem nur miteinander Zwecke verabredet werden können und Sinnbildung allererst möglich wird. Die Ersetzung des Handelns durch das Herstellen mag zwar auf den ersten Blick stabiler und effektiver anmuten, unterbindet aber Sinnbildungsmöglichkeiten. Funktionalismus, auch und gerade politischer Funktionalismus, erzeugt schon allein auf dieser Ebene Dissidenz, eine Dissidenz, die wir weder politisch noch sozial, aber auch schon funktionalistisch nicht haben wollen. In dieser zunehmend attraktiven Perspektive liegt eine Gefährdung unserer Demokratie, die sich mit dem

Stichwort der ›Alternativlosigkeit‹ bereits vor etlichen Jahren angekündigt hat.

Ich bin am Ende meiner Überlegungen angelangt. Dass all diese Fragen und Herausforderungen, insbesondere das Problem der Ressentimentbildung und des Populismus sowie die Wiederkehr des Autoritären gerade jetzt auftauchen, ist kein Zufall und hängt mit der krisisch gewordenen Lebensform der westlichen Spätmoderne zusammen (Jaeggi 2023). Die Klimakrise ist nur ein zentrales Strukturmoment davon, die enorme internationale soziale Ungleichheit ein anderes. Wir können uns der offenkundigen Tatsache, dass die westliche Lebensform weder sozial noch zeitlich gesehen verallgemeinerbar ist, weil sie sich nicht mit unserem Planeten Erde verträgt, nicht dadurch verschließen, dass wir uns an Schließungsprozessen in unseren eigenen Gesellschaften beteiligen. Gerade jetzt, wo wir herausgefordert sind, die eigenen Sinnbildungsmuster zu korrigieren und gemeinsam neu zu erfinden, sind offene Horizonte und offene Diskursräume wichtiger denn je. Und auch, wenn wir dabei etwas zu verlieren haben, weil »die fetten Jahre ... vorbei« sind (wie ein Filmtitel bereits vor 20 Jahren lautete), wir sind deswegen nicht die letzte Generation und sollten es wirklich auch nicht sein wollen. Unsere Kinder und Enkel erfragen anderes von uns.

Literaturbezüge:

Hannah Arendt (1958/1967): Vita activa – oder: Vom tätigen Leben. München/Zürich: Piper.

Hannah Arendt (1959/1999): Von der Menschlichkeit in finsternen Zeiten. Dankesrede zum Lessing-Preis am 28.9.1959. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt/Rotbuch-Verlag.

Rahel Jaeggi (2023): Fortschritt und Regression. Berlin: Suhrkamp.

Steffen Mau/Thomas Lux/Linus Westheuser (2023): Triggerpunkte. Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft. Berlin: Suhrkamp.

Richard Münch (2022): Die Herrschaft der Inzidenzen und Evidenzen. Regieren in den Fallstricken des Szientismus. Frankfurt: Campus.